

Nr. 22. Bromberg, den 17. Februar 1925.

Das Spiel mit dem Tode.

Roman von **Hans Schulze.**

(5. Fortsetzung.)

Klaus hatte anfänglich versucht, den Fahrweg nach Neudietersdorf zurückzugewinnen, jedoch bald nach den ersten Schritten in der Wirrnis des Unterholzes jede Richtung verloren.

Zuweilen rannte er in der Dunkelheit gegen einen unsichtbaren Stamm, scharfkantige Äste schlugen ihm stechend ins Gesicht.

Schon war er entschlossen, im Dickicht einer Tannenschonung das Ende des so jäh ausgebrochenen Unwetters abzuwarten, als plötzlich bei dem Licht eines Blitzes ein hoher Dachgiebel steilwandig vor ihm in die Höhe wuchs.

Und jetzt klang Hundegebell und Rufen von Menschenstimmen.

In der nächsten Minute stand er in einem niedrigen, rauchgeschwärzten Hausflur.

Eine ländlich gekleidete ältere Frau leuchtete ihm mit einer Handlampe ins Gesicht und führte ihn in einen sauberen Küchenraum.

„Sie sind hier in der Neudietersdorfer Försterei", sagte sie. „Der Herr Hegemeister arbeitet noch, falls Sie ihn noch zu sprechen wünschen. Dort hängen auch trockene Sachen von unserm Waldhüter. Sie triefen ja am ganzen Körper!"

Damit half sie Klaus in eine alte Jagdjoppe und öffnete die Tür zu dem anstoßenden Zimmer.

„Ich bitte um Entschuldigung wegen der späten Störung. Ich habe mich bei dem Gewitter im Walde verirrt."

Ein weißbärtiger alter Herr im grünen Uniformrock, der eifrig schreibend unter einer Hängelampe saß, hob beim Eintritt des nächtlichen Gastes erstaunt den Kopf und schob die mächtige Hornbrille höher auf die Stirn.

Im nächsten Augenblick fuhr er bolzengerade in die Höhe.

„Alle guten Geister! Der Herr Graf Ritland!"

Unwillkürlich war Klaus einen Schritt zurückgewichen.

„Ich bin Dr. Hauffe!" sagte er in etwas unsicherem Tone. „Der neue Sekretär der Frau Baronin von Rhaden."

Der Förster bewegte mit einem lautlosen Lachen die Hand.

„Ich weiß nicht, warum Sie ein anderer sein wollen, als Sie sind, Herr Graf! Aber Sie werden ja Ihre Gründe haben. Seien Sie mir jedenfalls vielmals willkommen!"

Damit reichte er Klaus seine gewaltige Recht und führte ihn zu einer gemütlichen Sofaecke.

„Etwas Warmes zu trinken, Barbara!" rief er in die Küche hinein. „Und so schnell wie möglich!"

Dann kam er wieder ins Schreibzimmer zurück und stand breit und stattlich in seiner sechs Fuß hohen Mächtigkeit vor seinem späten Besucher.

„Auf diesem selben Sofa hat Ihr seliger Herr Vater oft genug gesessen! So gegen dreißig Jahre mag es allerdings wohl schon her sein. Trotzdem hab ich Sie aber sofort erkannt. Sie sind ihm ja wie aus dem Gesicht geschnitten, Herr Graf. Ich bin der Hegemeister Schwarzer, Ihnen zu dienen."

Klaus sah einen Augenblick unschlüssig vor sich hin, dann glitt ein Lächeln des Einverständnisses über sein Gesicht.

„Ja, ich bin Graf Klaus Ritland!" sagte er. „Ich sehe ein, daß ein Versteckspiel hier doch keinen Zweck hat."

Und er berichtete ganz kurz, unter welchen Umständen er dazu gekommen war, sich im Inkognito des Dr. Hauffe im Schlosse einzuführen.

Der alte Forstmann, der jedem seiner Worte mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt war, nahm jetzt eine Zigarrenkiste aus einem geweihgezierten Wandschrank und bot sie seinem Gast an.

„Offenheit gegen Offenheit, Herr Graf! Auch ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig. Ich bin es gewesen, der Ihnen den Zeitungsausschnitt zugesandt hat."

Die Haushälterin brachte in diesem Augenblick ein Tablett mit zwei dampfenden Gläsern und stellte Rum und Zucker dazu.

Eine Zeitlang saßen die beiden Herren schweigend und horchten auf das Toben des Unwetters, das jetzt ganze Schauer von Hagelschlossen gegen die Fenster streute.

Der Förster hatte sich eine lange Pfeife angezündet und blies nachdenklich große Rauchwolken gegen den friedlichen Lichtkreis der Hängelampe.

„Ich wollte Ihnen eigentlich einen großen Schreibebrief schreiben," sagte er endlich. „Aber dann wußte ich nicht, wo anfangen und wo aufhören. Auch kam es mir darauf an, jedes Aufsehen zu vermeiden. Und so verfiel ich auf den Ausweg, Ihnen die Zeitung zu schicken. Die alte Barbara mußte ihre wackligen Krähenfüße darauf malen, was ihr schwer genug ankam. Aber ich dachte mir im stillen, wenn der liebe Gott helfen will, so wird er schon Mittel und Wege finden. Und so hat er Sie mir denn auch mitten im Gewitter ins Haus geschickt! —

Ich stehe schon an sechzig Jahre im Dienste der Familie von Rhaden," fuhr er dann nach einer Weile bedächtig fort. „Mit sechzehn Jahren bin ich als Lehrling hier in die Försterei gekommen und habe mein ganzes Leben in ihr gelebt. Viele Jünger des heiligen Nimrod sind durch meine Schule gegangen, und auch der verstorbene Baron und Ihr Herr Vater haben bei mir das edle Weidwerk erlernt und manchen guten Bock in meinem Revier auf die Decke gelegt. Vor allem der Herr Baron war ein leidenschaftlicher Jäger. Und auf der Jagd ist ja dann auch das Unglück geschehen.

Es sind heut auf den Tag fünf Wochen, da kam der Herr Baron in der siebenten Abendstunde in die Försterei, um sich noch einmal nach dem Wechsel eines Bockes zu erkundigen, hinter dem er schon seit längerer Zeit her war. Ich gab ihm Bescheid und erbot mich, ihn zu führen. Aber er lehnte ab, kurz, fast schroff, ganz gegen seine sonstige Art. Er schien mir überhaupt merkwürdig verändert, wie geistesabwesend. Bat nur noch um einen Kognak, und fort war er.

Etwa eine Stunde später fiel ein Schuß und gleich darauf ein zweiter. Ich wollte eigentlich noch einmal selbst in den Wald, hatte aber mit einer schwierigen Holzabrechnung noch so lange zu tun, daß ich schließlich daheim blieb. Dafür war ich aber am anderen Morgen bereits vor Tau und Tag auf den Beinen, denn eine unerklärliche Angst und Unruhe hatte mich schon in aller Herrgottsfrühe aus den Federn getrieben.

Als ich dann die große Schneise nach Siebenlinden überquerte, hörte ich plötzlich Hundegebell.

Ich ging dem Schall nach und fand den Herrn Baron mit dem Gesicht auf der Erde liegend, tot unter einer Wildkanzel. —

Sie kennen ja wohl das Nähere: daß die Gerichtskommission einen Unfall durch Selbstentladung des Gewehrs beim Abstieg von dem Hochsitz der Kanzel angenommen hat.

Das habe ich anfangs auch geglaubt, nur mit den beiden Schüssen wollte mir die Sache gleich vor vornherein nicht stimmen. Da machte ich eines Tages eine merkwürdige Entdeckung. In einer Fichte, die etwa 20 Meter von der Kanzel entfernt steht, fand ich nämlich unter abgesplitterter Borke eine Öffnung, die mir ganz nach dem Einschlag einer Gewehrkugel aussah. Ich grub mit meinem Genickfänger in dem weichen Holz herum und brachte auch wirklich eine Kugel heraus. Sie gehörte zur Jagdmunition des Barons. Das war zweifellos der erste Schuß, den ich gehört hatte. Die Kugel hatte etwa in Brusthöhe eines mittelgroßen Mannes in der Fichte gesessen. Was war das Ziel dieses Schusses gewesen? Auf wen konnte der Baron unter den hohen Bäumen geschossen haben? Hatte er doch vielleicht einen Zusammenstoß mit einem Wilderer gehabt, wie es ursprünglich in der ganzen Gegend hieß?

Ich war eigentlich schon entschlossen, nach Liegnitz zum Untersuchungsrichter zu fahren, um ihm meine Entdeckung mitzuteilen; da trieb es mich eines Morgens noch einmal in die Gegend der Wildkanzel. Und während ich den glatten Fichtennadelboden betrachtete, als ob ich aus ihm die Lösung des Rätsels herauslesen könnte, stieß ich plötzlich mit der Fußspitze gegen einen Knopf. Es war ein feiner Steinnußknopf, keiner der groben Hornknöpfe von der Jagdjoppe des Barons.

Ich habe ihn aufgehoben, weil ich zuerst glaubte, einen wichtigen Fund damit gemacht zu haben. Bei näherer Überlegung sagte ich mir dann aber, daß mit diesem Knopf auch nicht allzuviel anzufangen sein würde, da ja die Unglücksstätte in der Zwischenzeit von einer großen Zahl Neugieriger besucht worden war und irgendein völlig Unbeteiligter den Knopf verloren haben konnte. Zugleich mit dem Knopf machte ich dann aber noch eine letzte Entdeckung, die ich Ihnen auch nicht vorenthalten möchte. Meine alte Diana stöberte nämlich unter einem Blaubeergestrüpp ein Häufchen Papierschnitzel auf, mit kaum mehr leserlicher, von Regen und Tau verwischter Schrift. Offenbar handelte es sich um Teile eines Briefes, der kreuz und quer zerrissen und dann fortgeworfen worden war. Ich hatte die Schnitzel sorgfältig gesammelt und versucht, sie wieder zusammenzusetzen. Aber es ist mir nicht gelungen, aus den Resten der Schrift einen Sinn herauszubekommen!"

Er hatte bei den letzten Worten eine alte, lederne Brieftasche aus dem Rock genommen und überreichte Klaus einen Umschlag.

„Da haben Sie meine Fundstücke. Hier den Knopf und da die Papierschnitzel. Wenn Sie Ihr Glück damit versuchen wollen. Meine alten Augen sind schon zu schwach für eine so mühselige Arbeit!"

Klaus nahm den Knopf zur Hand und betrachtete ihn aufmerksam.

„Es ist ein guter neuer Jackenknopf; er stammt sicherlich aus einer vornehmen Herrenschneiderwerkstatt. Der Kreis der Menschen, die für seinen Verlust in Betracht kommen, dürfte in Neudietersdorf nicht allzu groß sein. Haben Sie übrigens schon jemand anderem, z. B. der Frau Baronin, von Ihren Entdeckungen Mitteilungen gemacht?"

Der Förster bewegte verneinend den Kopf.

„Sie sind der einzige, Herr Graf, mit dem ich bisher über die ganze Sache gesprochen habe. Ich will auch ganz offen sein: gerade die Baronin von Rhaden wäre die Letzte, die ich ins Vertrauen ziehen würde. Ich habe die späte Heirat des Herrn Barons bei dem großen Altersunterschied der Ehegatten von jeher als ein Unglück betrachtet und glaube mich leider auch darin nicht getäuscht zu haben. Denn ich sah in diesen Dingen tiefer als irgendein anderer, weil der Verstorbene auf unseren Pirschgängen manchmal auch mit seinen häuslichen Sorgen nicht vor mir zurückhielt. Jetzt ist die Baronin, was sie ja wohl schon immer angestrebt hatte, unumschränkte Herrin auf Neudietersdorf und Besitzerin eines Millionenvermögens geworden. Und, soweit ich beobachtet habe, mit dieser Wendung ihres Schicksals auch ganz zufrieden. Sie dürfte also meinen Ermittlungen, die gegebenenfalls geeignet sind, den soeben erst beigelegten Fall von neuem aufzurollen, nur ein sehr geringes Interesse entgegenbringen. Ich aber fühle mich durch ein halbes Jahrhundert mit der Familie von Rhaden verbunden und betrachte es darum als eine Ehrensache gegen den Verstorbenen, der mich nie wie einen Untergebenen, sondern stets als einen alten Freund behandelt hat, das Geheimnis seines jähen Todes, soviel es in meinen Kräften steht, aufzuklären. Und darum habe ich mich gerade an Sie, als seinen einzigen, mir bekannten Verwandten, um Hilfe gewandt!" — —

Klaus erhob sich.

„Ich danke Ihnen für Ihre treue Anhänglichkeit an das Haus Rhaden, Herr Hegemeister! Sie sollen sich in mir nicht getäuscht und einen treuen Verbündeten in mir gefunden haben. Doch ich glaube, ich habe Ihre Gastfreundschaft schon über Gebühr in Anspruch genommen und möchte jetzt an den Aufbruch denken!"

*

Auf der Uferböschung an dem kleinen Siebenlinder Badehäuschen hielt blank und fett der Neudietershofer Fuchsponny halb abgeschirrt vor einem Korbwägelchen und kämpfte mit Schweif und Mähne einen verzweifelten Kampf gegen die dicken Brummfliegen, die ihn in schwarzen, blutgierigen Scharen heute zudringlicher denn sonst umschwärmten.

Lore war schon in aller Frühe mit einer Bestellung der Baronin nach Siebenlinden herübergekommen und von den Knauffschen Mädchen trotz ihres anfänglichen Widerstrebens gleich nach dem Morgenkaffee zum Baden mitgenommen worden. — —

Jetzt öffnete sich die leinenbeschlagene Tür des Badehäuschens, und der hübsche Kopf der kleinen Eva tauchte zwischen den schwarzwolligen Kolbenhäuptern des hohen Röhrichts auf; dann trat sie ganz heraus und befestigte ihre Badekappe verwegen auf dem widerspenstigen Blondhaar.

Gleich darauf kamen auch Else und Lore aus der Badebude, und die drei jungen Mädchen spazierten in ihren bunten Bademänteln gemächlich in dem weichen Ufersande umher, der sich feucht und warm an ihre Füße schmiegte.

Über dem See leuchtete die Sonne in der wundervollen Klarheit des morgenstillen Junitages.

In der unermeßlichen Himmelsferne schwamm einsam ein weißes Lämmerwölkchen und trieb still dahin wie ein lichter Sommergedanke. — — —

Eva hatte sich unter einer uralten Kiefer in den Sand geworfen und horchte auf den Ruf eines Kuckucks, der fern aus schweigenden Waldgründen herüberschallte.

„Ich muß noch vierzig Jahre warten!" sagte sie enttäuscht, den schlanken, braunen Körper dehnend. „Wollen wir übrigens schon ins Wasser oder fahren wir vorher noch ein Stück auf den See hinaus?"

Dann stand sie, ohne eine Antwort abzuwarten, bereits wieder auf den Füßen und kletterte in ein kleines Kielboot, das neben dem Badehäuschen leise in dem schwärzlichen Bruckwasser schaukelte.

„Wenn Ihr nicht mitkommt, fahre ich allein. Hier wird man heute ja von den Mücken halb aufgefressen."

Zögernd stiegen Lore und Else nach und nahmen auf den schmalen Bänken Platz.

Eva steuerte das schlanke Boot geschickt durch den Schilfgürtel des Ufers, über dem zahllose Libellen ihr glashelles zitterndes Liebesspiel trieben.

Die Morgensonne rann weich um ihre kräftigen, runden Arme, die die Ruderstangen leicht und sicher regierten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Freiheit.

Skizze von Alfred Petto-Saarbrücken.

Nehmt einen Vogel, der allzeit im goldenen Sonnenstrahl draußen gelebt, und setzt ihn in einen Käfig: Lange wird's nicht dauern, bis er vor Sehnsucht nach der goldenen Freiheit verendet.

So ähnlich war es dem Lohner Mattheis, als sie ihn an einem Sonntagabend halb zerschlagenen Leibes in das Hospital brachten. Bei einer Rauferei war er der Hauptheld gewesen und hatte sein redlich Teil Hiebe mit abgekriegt. Ein paar Biergläser hatten ihm den Schädel zerbeult wie einem alten Topf und fingertiefe Messerstiche hatten in Brust und Arme klaffende Wunden gerissen. Aber der Lohner Mattheis, der Raufer und Balger, lachte dazu, als ihm die Schwester alle Risse und Beulen aufzählte, die sein sehniger Körper erhalten hatte. Er lachte dazu, um etwas anderes in sich niederzuzwingen, was mehr an ihm zerrte und riß als alle Wunden. Das war die Sehnsucht nach draußen, nach der goldenen Freiheit. Um ihn herum standen lange Reihen von Betten, in denen krankes, morsches Leben moderte, und er, der Lohner Mattheis, sehnte sich nach dem gesunden, pausbackig-frischen Leben. Die Luft im Zimmer roch nach Arznei und Karbol, wie anders war doch der würzige Brodem, der aus Feldern und Wiesen stieg! Und dann: der Mattheis hatte manches mal seine eisenfesten Muskeln gestrafft zum Kampfe, zum Raufen . . . hei, da flogen die Späne, wenn der Lohnerbub zupackte! — nun aber so ganz und gar still liegen und geduldig sein wie ein Engel — seine Arme schmerzten, wenn er seine alte Kraft wieder erproben wollte, die Arme zu beugen versuchte, um das straffe Rund seiner Muskeln voll in der Hand zu halten, — und die Brust brasselt, wenn er wie sonst mit beiden Fäusten darauf trom-

melte, als wolle er sagen: „Do schaug's a, — Do könnt ihr scho drauf herumtrampeln."

So war es um den Lohner Mattheis. Nichts, gar nichts war nach seinem Geschmack. Am liebsten wäre er auf und davon.

Mattheis preßte die Augen zu und zwang sich in Schlaf, aber wie bald erwachte er wieder, das leiseste Geräusch weckte ihn; einmal sah er, als er eben die Augen aufschlug, wie sie einen durch das Zimmer hinausschafften. Der hatte alles Kreuz überstanden — —

Den Mattheis faßte ein Ekel, diesmal war er nahe daran, zu flüchten, doch die körperliche Unmacht verwehrte ihm die Flucht, und nun begannen die Stunden wieder, die langsam wie eine Ewigkeit vertropften und ihn mit ihren Bildern und Vorstellungen von dem blühenden Leben peinigten, das sich jenseits der ständig geschlossenen Doppelfenster in lockenden Farben ausdehnte.

Bei Nacht wollte Mattheis es kaum mehr aushalten, da fühlte er sich wie in einem engen Sarg eingepferchk; lastend schwer drückten die Bretter auf ihn nieder, die keinen Ausweg gaben, rabenschwarz flog es um ihn her... grabesdüster ... kirchhofsöde — —der Mattheis schrie auf und warf die Hände wirbelnd über sich.

Die Krankenschwester, die im nahen Zimmer wachte, kam herein mit dem Licht.

„Was fehlt Ihnen, Mattheis?" fragte sie ängstlich.

Der Mattheis fühlte einen bitteren Geschmack von Wut und wilder Auflehnung in sich kommen, die Augen funkelten aus den tiefen Augenlöchern wie Irrlichter heraus, den Mund verzerrte er in Wut.

„Schwester —!" knurrte er, „dös hält ka Hund nit hier aus, wenn's noch lange dauert, lauf' i davon, oder . . . oder . . .!"

Im übergroßen Zorn lallte er die übrigen Worte in die Kissen hinein, warf sich auf den Bauch, aber die Schwester verstand schon, daß er sich ein Leid antun wollte.

„Mattheis!" sagte sie streng, „Sie führen sich ja wie ein Kind auf, die haben keine Geduld und nichts — — aber Sie sollten doch männlicher sein, zumal Sie an diesem Zustande selber schuld sind!"

Da horchte der Mattheis auf. Der Kopf sank ihm nieder, er lag wie ein Hund auf der Lauer — — „und wie lang muaß ich nocha noch dalieg'n, — in dieser Folterkammer da herinnen?" fragt er mit weit aufgerissenen Augen.

„Das haben Sie in Händen Lohner. Je geduldiger und ruhiger Sie bleiben, desto eher heilen die Wunden, desto eher werden Sie entlassen!"

Die Krankenschwester ging.

Und der Mattheis wühlte sich in die Kissen und heulte in sich hinein.

*

Darauf kam eine Klärung in ihn, eine lächelnde, sonnige Ruhe wie in einen, der einen großen Tag seines Lebens immer näher verspürt.

In den Stunden, in denen er nun wach in dem Krankenzimmer lag, wob er sich einen zarten Schleier in seinen Phantasien zurecht, der sich spinnwebfein hinausspann in die lockende Freiheit.

Bis ins Kleinste raffte er sich zusammen, was er alles tun und treiben werde, wenn er wieder draußen in der Freiheit sei, — und wie dies und das sein werde . . . er malte mit bunten Farben, er trug sie dick auf, — so vertrieb er sich die langen Stunden des Müßigdaliegens mit Träumen über die Zukunft.

Und seit er wieder die Raufearme biegen und die harte Schale seiner Muskeln mit Wohlgefallen fassen konnte, seit er wieder die derben Fäuste ballen und den Nacken, den breiten Stiernacken wie beim Raufen ohne Schmerzen vorbeugen konnte — von dem Tage ab war es mit dem Mattheis gewonnenes Spiel. Ungeduldig zählte er die Tage. „Jetzt bin ich schon soundsoviel Tage hier," redete er mit sich selbst, „nur noch soundsoviel, — und dann —!" Er zählte und zählte.

Bis er schließlich zum allerletzten kam.

Drei Tage zuvor hatte der Arzt ihm die frohe Botschaft gebracht.

„Mattheis!" sagte er, „in einigen Tagen ist's gepackt!"

Der Lohner Mattheis lachte vor Seligkeit breit über das ganze Gesicht. Und tags zuvor schwelgte er in lauter Wonne und Glück. Er ging von Bett zu Bett, jedem drückte er die Hand und er hatte wieder das breite Lachen im Gesicht.

Am anderen Tage war er schon früh auf den Beinen; die Krankenschwester hatte ihm die Kleider gebracht, singend und pfeifend kleidete er sich an, legte der Schwester den Arm auf die Schulter und lachte:

„Schwester, — alleweil hob ich's ebba überstanden. Gott Dank, daß i aus dem Affenkast'n endlich nauskimm —!"

Die wich jedoch mit einem sonderbaren Blick aus und — sprach nichts.

Dem Mattheis wollte nichts auffallen.

„So sagt doch was, — habt Ihr gar nichts zu sagen?" scherzte er und preßte ihr die Hand, daß sie vor Schmerz aufschrie.

„Es ist schon gut —!" sagte sie kurz.

Und während sie noch an seinem Koffer kramte, stemmte der Lohner Mattheis wie ein Athlet — er stemmte alles, was ihm in die Quere kam, Tisch und Stuhl, — zwei, drei Stühle auf einmal, er war ausgelassen wie ein Schulknabe. Dann trat er vor das geöffnete Fenster hin, trank mit gierigen Blicken die Freiheit, die vor seinen Augen lag. Vor ihm wogte ein Meer von Blüten und Blumen im Park, jenseits aber stieg es auf zu Wiesen und Feldern, — dahinter dräuten blau die Berge . . .

„Ich komme!" rief er jauchzend.

Er folgte der Schwester . . .

Im Türrahmen aber prallte er aufkreischend zurück. Da stand der Landjäger, der den berüchtigten Raufer und Schläger Matthias Lohner den Gerichten entgegenführte.

So'n bißchen Italienisch.

Mutter und Sohn hatten sich vortrefflich vorbereitet, ehe sie miteinander die lange ersehnte Reise nach Italien antraten. Sie hatten Werke über altrömische und italienische Kunst gelesen, vermochten die einzelnen Malschulen voneinander zu unterscheiden, wußten auf dem Marktplatze von Florenz, in den Palästen Venedigs und auf dem römischen Forum trefflich Bescheid und hatten die italienische Sprache eifrig studiert, so daß sie sich untereinander bereits trefflich darin zu unterhalten vermochten. Aber o weh, in Italien verstand niemand sie, und sie verstanden niemanden. Zwar schien es ihnen, als ob es damit im Verlaufe der Reise besser werde, im Grunde waren sie aber doch recht traurig darüber, daß ihr Bildungsbestreben in dem einen Punkte — so genußreich diese Wochen auch sonst gewesen sein mochten — nicht bessere Frucht getragen hatte.

Auf der Heimreise stieg in Genua ein älteres Ehepaar zu ihnen in den Zug. Die Dame stand noch eine Weile am offenen Fenster und unterhielt sich mit einer anderen Dame auf dem Bahnsteig. Sie lauschten der Reisegefährtin je länger desto mehr mit Vergnügen, nickten einander lächelnd zu, und der Sohn lieh endlich den beiderseitigen Empfindungen Worte, indem er zur Mutter sagte: Man versteht jetzt doch beinahe alles, die Dame spricht aber auch vorzüglich aus, ich glaube sicher, daß es eine Toskanerin ist, worauf mir auch der Schnitt ihres Gesichtes hinzuweisen scheint." Die Trauer von Mutter und Sohn über ihre geringen Fortschritte im Italienischen verwandelte sich in Freude, da sie nun zum Schlusse erkennen mußten, daß sie denn doch in diesen Wochen viel gelernt hatten. Der Assessor brannte förmlich darauf, sich mit der italienischen Dame zu unterhalten und sein Können zu erproben.

Der Zug geht ab, die Dame tritt vom Fenster zurück und nimmt gegenüber von Mutter und Sohn Platz. Der Assessor überlegt sich die passendste Anrede. Zwischendurch fragt ihn die Mutter auf deutsch nach den Koffern, er kann befriedigende Antwort geben. Die Dame drüben mustert Mutter und Sohn freundlich. Man darf annehmen, daß sie den Deutschen gut gesinnt ist. Eben will der Sohn mit einem Wort über die Stadt die Unterhaltung eröffnen, als die Fremde ihm zuvorkommt. Sie faßt — unschlüssig, ob sie das Fenster schließen solle oder nicht — an den Fensterriemen und fragt mit liebenswürdigem Lächeln und in unverfälschtem Rheinländisch:

„Zieht et Ihnen?"

Da sank der Stolz von Mutter und Sohn dahin. Die „Toskanerin" war aus Köln, deshalb hatten die beiden sie auch so gut verstanden. Es war rheinländisches Italienisch gewesen, wie das ihre. Sie verzichteten unter diesen Umständen darauf, ihre Sprachkenntnisse anzubringen, und bald war eine lebhafte deutsche Unterhaltung im Gange. Es geht doch nichts über die deutsche Muttersprache! v. St.

Luxus und Einfachheit in Amerika.

Der „Abzahlungswahnsinn". — Der luxuriöse Eingeborene und der bescheidene Zugewanderte.

Der Hang zum Luxus und die Sucht, über seine Verhältnisse zu leben, scheint ein internationales Übel zu sein, an dem das Gesellschaftsleben in den sogenannten Kulturländern krankt. Diese Großmannssucht wird überm großen Teich noch ganz besonders durch das riesengroß ausgebaute Kreditsystem unterstützt. Man kauft Klaviere und Lebensmittel, Ausstattungen und Möbeleinrichtungen, Autos, Häuser und ganze Farmen gegen ratenweise Tilgung. Der Einwanderer wird schon von Beginn seiner Arbeit an in das Abzahlungssystem verstrickt. Oft ist bis zur Ankunft am

Ziel sein kleines Kapital so geschrumpft, daß er die zu erwerbende Bodenfläche nicht ausbezahlen kann. Selbst wenn es aber dazu noch reicht, muß er für Saatkorn und sonstigen Hausbedarf und Ackergeräte usw. Kredit in Anspruch nehmen. Er wird ihm auch gern gewährt. Hat ihn doch der schlaue Händler dann desto sicherer in der Hand.

Der Durchschnitt der Einwanderer, insbesondere der deutschen, kauft gegen Ratentilgung nur aus bittrem Zwange heraus und auch nur nach Maßgabe dringendsten Bedarfs. Anders der Eingeborene. Dessen Hang zum Wohlleben ist in vielen Staaten so gestiegen, daß führende Persönlichkeiten ihre warnende Stimme erheben und der ansässigen Bevölkerung geradezu die Bescheidenheit der Ansprüche des Einwanderers entgegenhalten.

Der „National Retail Clothier" in Cincinati, ein angesehenes Fachblatt, stellt die Frage, ob denn das ganze Land rettungslos dem Abzahlungswahnsinn verfallen sei. Es gäbe bald nichts mehr, das man nicht gegen Ratentilgung kauft, von einem Dollar die Woche aufwärts. Die Summe der verschiedenen Wochenraten übersteige in 95 von 100 Fällen den Wochenverdienst des Schuldners. Die Leute leben über ihre Verhältnisse und verpfänden damit ihre Zukunft, die sich oft gerade durch die Schuldenlast recht dunkel gestalte.

Als Beispiel, wie leichtsinnig in Amerika Kredite gegeben und genommen werden, führt das obengenannte Blatt folgende Berechnung an: Wir haben im Lande zehn Millionen Personenautos. Die „Besitzer" von mindestens sechs Millionen dieser Autos müssen Leute sein, die weniger als 40 Dollar in der Woche verdienen. Der Staat Indiania z. B. hat 424 810 Personenautos, aber nur 89 563 Einwohner, die ein höheres Einkommen als 40 Dollar in der Woche haben. In allen anderen Staaten liegen die Verhältnisse ähnlich.

Es geht aus dieser Gegenüberstellung in der Tat deutlich hervor, daß in Amerika Hunderttausende im eigenen Auto fahren, von dem vielleicht noch nicht einmal ein Pneumatik voll bezahlt ist. Das Auto mag großartig laufen, aber die Abzahlungsschlange läuft auch endlos, und ehe ihr Kopf zertreten, sind ihr gleich einer Hydra drei neue gewachsen.

„Diese Manie des rücksichtslosen Schuldenmachens", sagt der „Retail Clothier", muß uns schließlich in den Ruin stürzen. Nehmt euch ein Beispiel an den Zugewanderten. Ohne die Sparsamkeit, Einfachheit und die schwere ehrliche Arbeit unserer fremdgeborenen Bevölkerung lägen wir längst im Sumpf. Diese Bevölkerung hält uns finanziell im Gleichgewicht, sie leistet konstruktive Arbeit und schafft positive Werte. Es ist kein gutes Beispiel, das der geborene Amerikaner dem Eingewanderten gibt, und der Himmel möge uns davor bewahren, daß unsere Unsitten den fremdgeborenen Bürger etwa auch zu dem sorglosen, unüberlegten, prahlerischen Verschwender erziehen, der unter unserm eingeborenen Element so häufig zu finden ist. Es gäbe so manche ungesunde Erscheinung in unserm öffentlichen, privaten und wirtschaftlichen Leben weniger, wenn Amerika zu den einfachen Sitten seiner europäischen Voreltern zurückkehrte, anstatt die Neuankömmlinge zu Luxus und Prahlerei zu verführen."

Das ist deutlich und ehrlich. Auch manchem Europäer könnte ein ähnlicher Hinweis auf seine „Voreltern" nichts schaden.

A. J.

Alte Waffen.

**Wer sich heute das Handwerkszeug des Krieges als Liebhaberei erkoren hat und sich darauf verlegt, alte Waffen und Rüstungen zu sammeln, braucht zur Befriedigung seiner Liebhaberei nicht nur Geld, Geld und nochmals Geld, sondern er braucht auch viel Erfahrung und Kenntnis in Heerwesen, Geschichte, Schmiede- und Büchsenmacherkunst. Er braucht vor allem und am nötigsten — ein Schloß. Waffensammlung und Schloß sind zwei untrennbare Begriffe. Und wer nicht schon ein großes, schönes und womöglich auch altehrwürdiges Schloß besitzt, der lege jeden Ehrgeiz ab, jemals ein bedeutender Waffensammler zu werden. Fast alle berühmten Sammlungen mittelalterlicher Waffen — denn diese sind vorwiegend Gegenstand der Liebhaberei, weil sie die größte Mannigfaltigkeit der Entwicklung und der Prachtentfaltung eines kunstfertigen Zeitalters vereinigen — sind in fürstlichem Besitz oder entstammen doch aus ihm. Daher sind gute Waffensammlungen in Privathand auch selten. Die Wiener Hofburg, das Zarenschloß Zarskoje Selo, der spanische Escorial sind berühmt wegen ihrer wissenschaftlich und künstlerisch gleich wertvollen Sammlungen. Besonders letztere erfreut sich lebhafter Förderung des Königs Alfons XIII., der sogar diplomatische Aktionen unternahm, um Teile einer berühmten Rüstung Philipps II., die die Franzosen bei einem ihrer Eroberungszüge in Spanien gestohlen hatten, im Tausch gegen andere Stücke wieder aus dem Pariser Armeemuseum zurückzuerhalten. Deutschland mit seinen vielen Fürstenhöfen ist eines der reichsten Länder an guten Waffensammlungen. Schloß Blankenburg, die Feste Koburg, die Wartburg sind bekannt durch ihre wohlausgestatteten Rüstkammern, wenn sie auch an die großen Schätze des Berliner Zeughauses nicht herankommen, das aus Hohenzollernschem Besitz eine der bestausgestatteten und wissenschaftlich wertvollsten Sammlungen enthält. Um den Ruhm der kunstvollsten Waffenschmiede streiten sich Frankreich, Italien und Deutschland, die Länder, in denen seit der Blütezeit des Rittertums die „Plattnerei" ein hervorragendes Handwerk war. Einer der Mittelpunkte prächtigster Rüstungsarbeit war im 15. und 16. Jahrhundert Augsburg; Namen wie Florenz Plattner, die Brüder Seusenhofer, Desiderius Kolman hatten in deutschen Landen den gleichen Klang wie in Madrid und Paris. Und in den berühmtesten Sammlungen Frankreichs fand man an den „Mailänder Rüstungen", die als besonders wertvoll galten, das Werkzeichen deutscher Meister. Ziselierung, Tauschierung, Vergoldung und die kostbarsten Zierate fanden als Schmuck Verwendung. Selbst Dürer und die Burgmayrs haben Entwürfe für Harnischätzung geschaffen. Denn es war eine königliche Arbeit, und die besten Stücke, die geschaffen wurden, wurden für die größten Könige ihrer Zeit gearbeitet: Karl V., Franz I. von Frankreich und Maximilian, den „letzten Ritter". Eine reichgetriebene und mit Gold ausgeschlagene Rüstung, die sich heute im Zwinger in Dresden befindet, wurde seinerzeit von Kurfürst Christian mit 14 000 Talern bezahlt. Mit dem Aufkommen der Feuerwaffen ging die Rüstungskunst freilich zurück. Doch auch an Gewehr und Pistole fand das Kunstgewerbe reiche Möglichkeiten feiner Kleinarbeit, die das Entzücken des Sammlers bilden können. Mit der Mechanisierung der Waffenfabrikation geht auch das zu Ende; und wenn nicht noch die Jagdwaffe Raum für handwerkliche Kunstübung böte, wäre in der heutigen Zeit des M.-G. und des 42-Zentimeter-Mörsers selbst dem begeistertsten Privatsammler ein Halt geboten. (Aus der „Woche".)



Bunte Chronik



* **Papst Pius XI. gewährt eine Sitzung.** Von Papst Pius XI. ist demnächst ein neues Bild und eine neue Büste zu erwarten. Die nötigen Sitzungen gewährt er beiden Künstlern gleichzeitig. Er folgt hierin dem Beispiel Leo XIII., nur mit dem Unterschiede, daß bei letzterem die Künstler während der großen Segenserteilungen arbeiten mußten. Leo XIII. war bei dieser Gelegenheit, wie Hans Schadow in seinen Erinnerungen (Verlag K. F. Koehler, Leipzig) erzählt, schon 90 Jahre alt. Der Anblick dieses Greises, schreibt er, der kaum noch auf Erden zu weilen schien, und dem doch das Bewußtsein seines hohen Amtes die Kraft verlieh, sich zu erheben und den Segen zu erteilen, gehört zu den mächtigsten Eindrücken meines ganzen Lebens. Damit die Künstler während der Zeremonie ungestört arbeiten konnten, waren rechts und links von ihnen immer eingeweihte Vertrauensleute postiert. Der damalige Bildhauer war Stoltenberg-Lerche aus Düsseldorf. Kurz nach Vollendung seiner Statue und seines Bildes verschied der Papst. An das ausgemachte Honorar und an den zugesagten hohen päpstlichen Orden dachte niemand mehr. Hans Schadow hat sein Bild heute noch und hütet es wie ein Heiligtum.

Lustige Rundschau



Altdeutscher Scherz.

Ein Gelehrter saß in seinem Studierzimmer und arbeitete. Da klopften die Nachbarn an seinem Fenster und riefen, es wäre in seinem Hause wahrscheinlich ein Feuer ausgekommen, denn es qualme nach hinten heraus ganz gewaltig.

„Sagen Sie das alles lieber meiner Frau!" rief der Gelehrte. „Ich bekümmere mich grundsätzlich nicht um die Haushaltung!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.